Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 30 (1988)

Artikel: Wonnevolle Frühlingszeit

Autor: Jecklin, Heinrich

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-971974

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Wonnevolle Frühlingszeit

von Heinrich Jecklin
Bildauswahl und Legenden von Peter Metz

Wie sehr auch der Winter Schönes und Vergnügliches brachte, man freut sich immer wieder, wenn sich der Frühling meldet, so ist es heute, und so war es ehedem. Nur dass man den Frühling in jugendlicher Freude genoss; man freute sich über die gelben Huflattichblüten im heute überbauten Steinbruch beim Pavillon am zweiten Rank der Schanfiggerstrasse und über die blauen Leberblümchen, die den Mittenberghang teils übersähten. Und in der Bettlerküche standen die Weidenbüsche mit ihren Kätzchen voll im Saft. Wissen die Buben von heute wohl noch, wie man aus den Ruten der Weidenstöcke schön tönende Pfeifen schnitzen kann, die dem Klang der Blockflöte nicht nachstehen, nur leider auf einen bestimmten Ton beschränkt sind. Manche freie Nachmittage habe ich mit Schulkameraden zugebracht, um Pfeifen verschiedener Tonhöhe zu schnitzen. Dazwischen erfüllte man den mütterlichen Auftrag, Triebe der in der Bettlerküche reichlich wuchernden Brombeerpflanzen zu sammeln, die dann in einem Tuchbeutel fermentiert und im Schatten getrocknet die Basis eines von Kräuterpfarrer Künzle hochgepriesenen Gesundheits-Tees bildeten, der ähnlich wie der chinesische Tee schmeckte.

Mit dem Einzug des Frühlings ging für die Jugend der Drang des Auszugs aus der Stube ins Freie einher. Man hatte sich nun lange genug mit den Weihnachtsgeschenken vergnügt sowie mit altüberlieferten Spielen, wie «Halma», «Eile mit Weile», «Mühle» und so weiter. Nun aber, wenn es das Wetter nur halbwegs zuliess, hinaus ins Freie, auf die Gasse, wo sich ungerufen Gruppen zum Bewegungsspiel zusammentrafen. Und die Gasse war unser Revier, sie gehörte uns. Autos gab es ja noch keine, und der spärliche Verkehr, soweit überhaupt vorhanden, hatte sich nach uns zu richten. Interessanterweise waren die Spiele, abgesehen von Palutta und Fangis, nach Geschlechtern getrennt. Es ist nicht anzunehmen, dass wir als Gofen uns auf eine Art und Weise unterhalten haben, die für Chur spezifisch gewesen wäre, denn die diversen Kinderspiele sind im allgemeinen über ein grosses Gebiet verbreitet. Der berühmte niederländische Maler Pieter Breughel der Ältere (1525-1569) hat auf einem grossen Gemälde, das man im kunsthistorischen Museum in Wien bewundern kann, über achtzig Kinderspiele dargestellt, und darunter befinden sich alle die Spiele, die wir in Chur kannten. Charakteristisch aber sind unsere Benennungen, die nun mit dem Verschwinden der Spiele, durch das Auto verdrängt, leider der Vergessenheit anheimzufallen drohen. Vorab Palutta, auf deutsch Schlagball. So genannt, weil anstelle des Schlagstockes ein schaufelförmiger Schläger aus Holz benutzt wurde, und pala ist die italienische Schaufel. Interessanterweise wird dieses Spiel, das in Chur auf Gassen und Plätzen mit leidenschaftlicher Begeisterung betrieben wurde, im «Schweizerbuch der alten Bewegungsspiele» von Prof. Johann Baptista Masüger für Chur mit keinem Wort erwähnt, obwohl er doch hier wohnte und wirkte. Dagegen bespricht er es als Palettaschlagen im Schanfigg, Prättigau, Engadin, Oberhalbstein und Oberland. Nur die alten Churer, und vielleicht nicht einmal alle, wissen noch, was Sollo für ein Spiel ist, beziehungsweise war. Andernorts nennt man es Böckligumpen. Beliebt

war das Sollo quer durch die Stadt, wenn eine Gruppe beisammen war. Einer bückte sich, und ein Zweiter setzte über ihn hinweg und bückte sich anschliessend auch. Ein Dritter setzte über die Zwei hinweg und bückte sich. Und so formte sich eine Reihe vorrückender gebückter Gestalten, denn der Letzte hüpfte immer über die ganze Kette. Das Spiel fand mit dem Ausgehen des Schnaufs sein natürliches Ende. Bei uns Buben stand sodann das «Glüggarla», das ist das Chlürispiel des Unterlandes, hoch in Gunst. Wie viele Variationsmöglichkeiten gab es doch bei diesem anspruchsvollen Spiel mit den kleinen Kugeln oder Marmeln, wie sie der Philologe Duden in seinem orthographischen Wörterbuch der deutschen Sprache nennt. Da war einmal «Spick und Spann», da hatte man mit einer Gluggara eine Setzgluggara zu treffen, und es wurde dann der Abstand der beiden mit der Spanne zwischen Daumen und kleinem Finger gemessen. Dann «Mürla», wobei die geworfene Gluggara von einer Mauer zurückprallen musste. Beim «Äugla» visierte man stehend eine am Boden liegende Gluggara an und versuchte, sie mit seiner Gluggara im freien Fall zu treffen. Es gab noch «Abspicka», «i d'Schuaschachtla ziela» und was weiss ich, was alles, ich entsinne mich wahrlich nicht mehr aller Gluggaraspiele. Aber es gab eines, das man in der Schule heimlich unter der Bank spielen konnte. «Wiaviel hani?» flüsterte man seinem Banknachbar zu und hielt die geschlossene Hand hin. Riet er die in der Hand gehaltene Anzahl von Gluggara richtig, so wurden sie sein Eigentum, andernfalls musste er mit der Differenz herausrücken.

Des weitern spielten wir Buben gerne mit Kreiseln, als Pfirra oder auch Pfurra bezeichnet, die man mit einer Schnur in Drehung versetzte und dann mit Peitschenhieben antrieb. Es gab bei diesem Spiel richtige Virtuosen. Die Mädchen ihrer-

In früheren Zeiten, als Chur fast nur aus seiner heutigen Altstadt bestand, pflegte der Frühling hier sich um die Mitte Februar einzufinden, sobald die sehnsüchtig erwartete Sonne den Pizokel überstieg und mit ihren Strahlen die winterdunklen Strassen erhellte. Zur nämlichen Zeit regten sich die Fasnachtsgeister. Obwohl die Fasnacht hierzulande nie eine grosse Bedeutung hatte, herrschte zu allen Zeiten einiges Fasnachtstreiben, bald mehr, bald weniger. Vorwiegend rumorte Frau Fasnacht in den zahlreichen Schanklokalen. Doch wagten sich schon früher einzelne Grüpplein von Fasnachtsfreudigen auch an die Öffentlichkeit, wie unsere Aufnahme aus den frühen zwanziger Jahren dies bestätigt.

Die grossen Fasnachtsbälle im «Steinbock» und in den «Drei Königen» bildeten Höhepunkte eines geselligen Treibens (Sammlung E. Zschaler).

seits vergnügten sich mit Seilgumpen oder Seiljucken, und wenn das Seil immer schneller und schneller geschwungen wurde, nannte man das «salza». Oder sie machten das Spärzspiel, es ist dies das weitherum unter dem Namen «Himmel und Hölle» bekannte Spiel, wobei man auf einem Bein hüpft und dabei einen flachen Stein über Felder stösst, die mit Kreide auf den Boden gezeichnet sind. König aller Bewegungsspiele aber war Fangis. Wenn es sich auf einen kleinen Umkreis beschränkte, so machte man «Tschiggalis» oder «Aschlagatis», in grossem Umkreis aber war es Stadtfangis, wobei die ganze Altstadt vom Obertor bis zum Bärenloch und vom Untertor bis zum Metzgerplatz mit Huronengebrüll heimgesucht wurde. Wer kennt sie noch, die originellen Abzählreime? Hier eine Auswahl:

Öllali pöllali ribati ra, ribati rabati polla,
mora khunt dr Grosspapa, mit dr langa Zolla.

Offenbar eine Einschleppung, wobei unser Neni durch Grosspapa verdrängt wird. Gleichsam einer magischen Beschwörungsformel klang der Vers:

Enne tenna pumpatenna, pumpatenna talio,
egga polla tschimpriolla, pia pia puff.

Ganz besonders aufzeichnungswürdig aber dünken mich die «Paradiesplätzler», die mir ein alter Freund deklamiert hat:

Ön, dön, trua, katr, mama lässe wulewatr,
mama lässe wulewu, mama lässe scherschlewu.

Dieser Abzählreim ist ein irgendwie verballhorntes Französisch, vielleicht aus der Zeit des Duc de Rohan, während der folgende an eine mittelalterliche Zauberformel erinnert:

Ön, dön, däpf, buklamana schnäpf,
buklamana isidana, ön, dön, däpf.

Dass der Frühling Einzug gehalten habe, wäre jedem Stubenhocker auch ohne kalendarisches Wissen durch die Klänge der Kadettenmusik zur Kenntnis gelangt. Den ganzen Winter über hatte

Was in Chur einst an Osterbrauchtum vorhanden war, z. B. die «Eierlesate» auf der Quader und der Osterochs, den die Metzgergesellen zubereiteten, verschwand schon im 19. Jahrhundert. So beschränkte sich das städtische Frühlingserwachen auf die Konfirmationen, die in unsern Kindertagen auf den Karfreitag fielen, wie die vorliegende Aufnahme mit dem einstigen Stadtpfarrer Peter Walser an der Spitze des Konfirmandenzuges vor dessen Einmarsch in die Martinskirche dies zeigt.

sie geübt und musste bis zum Frühjahr in der Lage sein, die Kadetten der Kantonsschule bei ihren Aufmärschen anzuführen. Der Beitritt zum Kadettenkorps war für die Schüler der Kantonsschule obligatorisch und hat sicher keinem geschadet, ja es knüpfen sich schöne Erinnerungen daran. Hören wir, was Augusto Giacometti, unser grosser Bündner Maler, in seiner Selbstbiographie schreibt: «Schön waren im Frühjahr die militärischen Übungen der Kadetten der Kantonsschule. Und wenn wir in der Marschkolonne, die kleinsten Schüler an der Spitze (das ‹Krottenbataillon›), mit klingendem Spiel durch die Stadt zogen, und auf der Strasse alles stehen blieb, um uns zuzuschauen, und alle Fenster voll Menschen waren, und die Musik in den alten Gassen der ehrwürdigen Bündner Stadt widerhallte, dann war es herrlich.» Ich selbst musizierte mit Begeisterung in der Kadettenmusik, zuerst bei den Begleitstimmen, um dann zur Melodie aufzusteigen. Und schliesslich wurde ich gar Kapellmeister. Es unterstand mir eine Musik von rund sechzig Spielleuten und zwanzig Tambouren. Wenn wir jeweils in die Stadt einmarschierten, ich an der Spitze, schlugen alle Mädchenherzen höher, so glaubte ich wenigstens. Aber Würde bringt Bürde. Da schritt ich einmal stolz mit der Musik zum Stadttor hinaus; die Tambouren trommelten ihre Kalbfelle heiss, ich nannte dem Vicekapellmeister die Nummer des kommenden Marsches, und dann pfiff ich auf meiner Trillerpfeife zum Zeichen, dass die Tambouren beim nächsten Absatz des Trommelmarsches auszusetzen hätten. Jetzt erhob ich mein mit Sigolin blankgeputztes und in der Sonne blitzendes Piston und gab den ruckartigen Wink zum Einsatz für das Spiel. Aber schon nach dem zweiten Takt durchfuhr mich kalter Schrecken, die Spielleute bliesen nicht durchwegs den gleichen Marsch. Es musste sich beim Weitergeben der Marschnummer ein Missverständnis eingeschlichen haben. Ja, wenn es wenigstens die gleiche Tonart gewesen wäre, dann hätten Musikkenner schliessen mögen, dass wir zwei verschiedene Marschthemen kunstvoll zu einer Fuge verwoben spielen. Was sollte ich tun? Abblasen? Nein, ich schlängelte mich polonaisenartig durch die marschierenden Reihen, nahm jedem, der am falschen Marsch pustete, das Notenbüchlein vom Halter und zeigte beim richtigen Marsch die Stelle, bei der man eben angelangt war. Noch vor dem dem Trio, das ist der Schlusssatz eines Marsches, war alles eingerenkt. Am Abend fragte mich der Instruktor der Kadettenmusik, Musiklehrer an der Kantonsschule: «Gott, Kapellmeister, was wurde denn auch heute beim Verlassen der Stadt anfänglich Schauderhaftes geblasen?» «Was heisst anfänglich Schauderhaftes geblasen, Herr Professor», antwortete ich, «fragen Sie lieber, wie ich das Kunststück des guten Endes fertiggebracht habe.» – Eines Tages kam ein Abgesandter des bischöflichen Hofes zu mir mit der Anfrage, ob die Kadettenmusik nicht an der Frühlingsfeier des corpus domini, das heisst an der Fronleichnamsprozession, mitmachen würde. Da musste ich darauf hinweisen, dass man etwas spät aufgestanden sei; denn das hohe Kirchenfest stehe praktisch vor der Türe. Unsere Musik gelte mit Recht als die beste Marschmusik des Kantons, aber über Notenmaterial für den Pilgerschritt verfügten wir nicht, und wenn dem so wäre, würde die Zeit zur Einübung zu kurz bemessen sein. Wenn man also mit der üblichen

Marschmusik vorlieb nehmen wolle, so ständen wir zur Verfügung. Ja, man nehme vorlieb, lautete die unbedachte Antwort. Nun weiss sozusagen jeder, dass ein Marsch im allgemeinen im Zweiviertel-Takt komponiert ist, zwei Schritte auf einen Takt, links rechts. Ich versuchte, meinen Spielleuten beim gewohnten Marschtempo einen Prozessionsschritt bezubringen, immer nur einen Schritt pro Takt, statt deren zwei. Es war eitle Liebesmühe. Einzelne brachten es zustande, andere verharrten hartnäckig im gewohnten Schritt, und manche gingen gar in Triolen, es war und blieb ein furchtbares Kuddel-Muddel. Nun, soviel konnte ich den Leuten wenigstens begreiflich machen, dass es nicht angängig sei, mit der Prozession im forschen Schritt des Kadettenkorps durch die Gegend zu marschieren. Die Weisung lautete demnach: zwei Schritte pro Takt, aber der einzelne Schritt sehr kurz, nur etwa Fusslänge. Es kam das fast auf ein Gehen an Ort heraus, und der ganzen Sache war unweigerlich eine unfreiwillige Komik inhärent. Es nahte der grosse Tag in strahlendem Sonnenschein. Wir waren zeitig vor dem Dom zur Stelle, und es versammelten sich die kirchlichen Vereine mit Fahnen und Standarten, die Zöglinge des Priesterseminars, die Klosterfrauen, die Schüler der katholischen Primar- und Sekundarschule und viel, sehr viel Volk, denn es hatte sich herumgesprochen, dass die Kadettenmusik mit ihrem Spiel die Prozession verschönern werde. Dann erschienen die hohe und niedrige Geistlichkeit und der Bischof unter dem Baldachin, die Zugsordner gaben ihre Anweisungen, und ich gab das Zeichen zum Einsatz für den ersten Marsch. Bald wurde es offenbar, dass sich niemand dem frohen Einfluss der Marschmusik entziehen konnte. Die Prozessionsteilnehmer trugen heitere Mienen zur Schau, und man merkte es ihnen an, dass sie ganz gern mit etwas grösseren Schritten ausgezogen wären. Vor uns gingen die Klosterfrauen, und den jüngeren unter ihnen war nachzufühlen, mit welcher Freude sie die Abwechslung des Schrittes im Zweivierteltakt genossen, während die älteren Semester missbilligende Blicke unter den Brillengläsern hervor auf ihre jungen Mitschwestern warfen, und doch unwillkürlich den Rosenkranz im Zweivierteltakt handhabten. Kurz, es war eine fröhliche Prozession, aber es war ein einmaliges Ereignis. Für die folgenden Jahre hatte der Domorganist feierlich-langsame Prozessionsmusik komponiert und für die Besetzung der Kadettenmusik instrumentiert.

Bekanntlich herrschte in den Jahren nach der Reformation zwischen Hof und Stadt ein gespanntes Verhältnis, welches darin gipfelte, dass aus Mitteln der Zünfte auf dem Hofsteig das sogenannte Brillentor errichtet wurde, um die Zwietracht öffentlich zu dokumentieren. Anno 1854 wurde das Tor abgebrochen, wodurch zum Ausdruck gebracht werden sollte, dass zufolge der erfolgten Eingemeindung des Hofbezirkes zwischen dem Hof und der Stadt der ewige Friede ausgebrochen sei. Die Hofschule wurde als katholische Institution beibehalten, und zwischen dieser und der Stadtschule mottete das Feuer der Feindschaft zu meiner Jugendzeit fröhlich weiter und kam insbesondere im Frühling zum Ausbruch, wobei traditionelle Kämpfe ausgefochten wurden. «Jeden Frühling, wenn die Natur frisch trieb und sprosste, schwoll auch in unseren Gliedern eine unbändige Kraft, die nach Erlösung schrie. Ohne äussere Ursache, wie durch ein Naturgesetz getrieben, erschienen auf einmal viele Buben mit Mordwaffen in der Schule. Da sah man Knotenstöcke und Knüppel, mit Sand gefüllte Gummischläuche und kunstvoll geflochtene Stricke, die ins Wasser getaucht, steinhart wurden. Natürlich wurde alles vor den Augen der Lehrer sorgfältig verborgen gehalten.» So berichtet Pater Hildefons Peng in seinem Büchlein «Chur ist schön». Der Kampf wurde jeweils auf dem Platz hinter der Martinskirche, der heute Museumsplatz getauft ist, ausgefochten. In der vormittäglichen Schulpause stürmten die Höfler den Hofsteig hinunter zum genannten Platz, wo zumeist eine Phalanx der Gegner bereits Stellung bezogen hatte. Vorerst flogen Spott- und Schimpfworte hin und her, bis die richtige Hitze erreicht war, und dann begann eine wütende Prügelei, die mit dem Ende der Schulpause einen abrupten Schluss fand. Warum eigentlich, weshalb und wieso man focht und blutete, wusste man nicht so recht, man wurde einfach von der allgemeinen Begeisterung mitgerissen und verliess das Schlachtfeld abwechs-

lungsweise mit siegesgeschwellter Brust oder geschlagen, gesenkten Hauptes wie die Krieger von Marignano auf Hodlers Bild.

Was wäre der Frühling ohne Ostern, ohne dieses bewegliche, merkwürdig datierte Fest. Denn es wird ja nicht an einem bestimmten Datum gefeiert, sondern am ersten Sonntag nach dem ersten Vollmond nach Frühlingsanfang. Seit dem zweiten Jahrhundert gilt es als Fest der Auferstehung des Herrn. Die Osterbräuche aber gehen teils auf den Kultus der altgermanischen Frühlingsgöttin Ostara zurück. In Chur gab es um die vergangene Jahrhundertwende keine typisch örtliche Osterbräuche. Natürlich färbte man Ostereier, gelb mit Zwiebelschalen, grün mit Spinatwasser, rot mit der Packung des Frank'schen Kaffeezusatzes. Auch wurden die Eier etwa vor dem Sieden in ein mit frischen Kräutlein belegtes Tüchlein gewickelt, das ergab eine frühlingshafte Dekoration. Bunte Eier erzeugte das Braun'sche Mikadopapier. Auf die einfarbigen Eier wurden vielfach mit sogenanntem Scheidewasser, das ist Salpetersäure, Widmungen oder Verzierungen eingeätzt. Die gute Mutter, die doch vor kurzem erst als zusätzliche Mühe die Zubereitung der Fastnachtsküchlein zu bewältigen hatte, stand nun vor der Aufgabe, Osterbohnen in heissem Öl schwimmend zu backen. Osterbohnen sind in verkürzter, kugeliger Form das, was im Unterland Schenkeli genannt wird, also ein Kleingebäck. Sie sind besonders glustig, wenn dem Teig etwas Zimmt beigegeben wird, und die goldgelb gebackenen Kugeln mit Puderzucker bestreut werden. Wir hatten einmal eine liebe Bekannte aus Wien zu Gast, die von Osterbohnen und Totenbeinli nicht genug bekommen konnte. Nach Wien zurückgekehrt, schrieb sie uns, dass sie den Aufenthalt in Chur sehr genossen habe, das Schönste und Beste aber seien doch die Maikügelchen und Leichenknöchelchen gewesen, die jeweils zur Jause, das ist Marend oder meinetwegen auch Zvieri, aufgetischt worden seien.

Es gab seinerzeit in Chur einen lustigen Osterbrauch, von dem mir mein Neni bildhaft erzählte, den ich selbst aber nicht mehr erlebte, da er gegen Ende letzten Jahrhunderts leider nicht mehr ausgeübt wurde. Es ist die sogenannte Eierlesete, auch Eierlauf oder Eierwerfen genannt, ein Wettspiel, das von zwei flinken Burschen ausgefochten wurde. Die Veranstaltung fand jeweils am Ostermontag auf der bischöflichen Quader statt, und die Gilden der Bäcker und Metzger stellten je einen als tauglich erachteten Kämpfer. Der nachmalige Rektor der Kantonsschule, Dr. Constanz Jecklin, gibt in einem 1901 erschienenen Schriftchen über das alte Chur folgende Beschreibung der Veranstaltung: «Die Osterzeit brachte nicht nur den Kindern das Eiertrölen, sondern auch der ganzen Bevölkerung das Volksfest des Eierwerfens auf der Quader, das manche der heutigen Generation auch noch erlebt haben und das nun seit bald 40 Jahren leider eingegangen ist. Bekanntlich musste ein Bäcker auf der untern Quader 300 Eier, die in Reihen gelegt waren, in eine am Ende aufgehaltene Wanne werfen, in der Weise, dass für jeden Fehlwurf ein neues Ei hingelegt wurde, während ein Metzger zur Haldensteiner Brücke und zurück lief. Der Teil, dessen Vertreter seine Aufgabe zuerst gelöst, war Sieger; abends vereinigte ein gemeinsames Festmahl beide Handwerke.» Das Spiel scheint im Laufe der Jahre etwelche Abänderungen erfahren zu haben, denn in einem Bericht des Bündner Tagblattes vom 15. April 1857 lesen wir, dass am vorgestrigen Tag als am Ostermontag auf der bischöflichen Quader wieder das altherkömmliche Eierwerfen stattgefunden habe, wobei ein Bäcker 101 Eier auf eine gewisse, ziemlich entfernte Distanz nach einer Wanne werfen und dieselbe treffen musste, dieweil ein Metzger einen Schnellauf nach dem von Chur eine gute Viertelstunde entfernten Masans zu machen und dort noch eine Schoppen Wein zu trinken hatte. Sieger seien die Bäcker geworden, deren Repräsentant ein junger Bonaduzer war, während der Läufer der Metzger nur einige Sekunden zu spät ankam. Der Eierlauf war notabene nicht eine spezifisch Churerische Festlichkeit, er ist für zahlreiche andere Orte in der Schweiz und auch im Auslande nachgewiesen.

Aber nicht nur der Eierlauf ist verschwunden, auch der mit dem Frühling einsetzende obligate sonntägliche Familienspaziergang. An seine Stelle ist der Sonntagsausflug mit dem Auto getreten. Ziel des Spaziergangs war zumeist ein in Stadtnähe gelegenes Restaurant. Diese im

Weichbild der alten Stadt gelegenen Wirtschaften mit Gartenbestuhlung und «Gigampfi» oder «Schwenki» für die Gofen sind fast alle verschwunden, das Auto hat sie ihrer hauptsächlichen Existenzgrundlage beraubt. Da war zum Beispiel ein sehr beliebter Spaziergang vom Haldenpavillon aus über den Waldweg ins Lürlibad. Und dort, wo der Weg den Wald verlässt, oben an der Berggasse lief man direkt in den grossen Restaurationsgarten des «Franziskaner». Wenn man aber noch etwas weiter stieg, kam man zum ehemaligen Kurhaus «Montalin» in prächtiger Aussichtslage. Dann war oben im Lürlibad noch die grosse Gartenwirtschaft der Familie Braun mit einer Freiluftkegelbahn, und nicht zu vergessen das Restaurant «Windegg». Dem Zahn der Zeit zum Opfer gefallen ist dort oben auch das «Bellevue» in der Nähe des Schützenweges. Ganz nahe befand sich der städtische Schiess-Stand mit dem Scheibenstand drüben am Waldrand unterhalb des Mittenbergweges. Der damalige Schützenbetrieb hat sicher nicht unwesentlich zur guten Frequenz der nahe gelegenen Wirtschaften beigetragen; ob durch letzere aber die Zielsicherheit gefördert wurde, scheint eher fraglich. Eine andere Möglichkeit des Sonntagsspazierganges führte der Loestrasse entlang. Wenn man gar zu müde war oder das Wetter unsicher, konnte man beim «Felsenkeller» einkehren, einem Relikt der längst eingegangenen Brauerei gleichen Namens. Weiter draussen an der Loestrasse stand die Wirtschaft «Ober-Schönberg» und dann noch das «Landhaus». Ein beliebtes Ziel war auch Masans mit seinen ländlichen Wirtschaften. Die Strasse dorthin kannte sonntags praktisch nur den Fussgängerverkehr. Dort ist die «Sonne» endgültig untergegangen und auch der «Schwanen» ist verschwunden. In letzterem konnte man die währschaften Trimmiser Mütschli konsumieren, und die Tochter der seinerzeitigen Wirtsleute erzählte mir, wie sie allwöchentlich mit einem Leiterwägeli nach Trimmis musste, um die Spezialität einzuholen. Dem Hörensagen nach soll sich in Ober-Masans noch eine Wirtschaft «zur Linde» befunden haben. Im nördlichen Weichbild der Stadt, das für sonntägliche Spaziergänge weniger in Frage kam, schenken die Restaurants «Wiesental», «Sonnenhof» und «Friedau» nicht mehr aus. Gerne steuerte man sodann bei sonntäglichen Exkursionen das «Rheinfels» beim Rossboden an, erbaut auf einem der rätselhaften und für die Rheinebene zwischen Chur und Ems charakteristischen Tomahügel. Da hauste, nebenbei bemerkt, seinerzeit alt-Sennhofverwalter Patzen, der ein originelles Büchlein verfasst hatte, das einige Auflagen erlebte. Jahrelang hat er aus Zeitschriften und Monatsblättlein Ratschläge für die Arbeit der Hausfrau, Bastelkniffe für den Vater sowie Rezepte für die Krankheit bei Mensch und Vieh gesammelt und in besagtem Büchlein zu Nutz und Frommen der Menschheit veröffentlicht. Auf dem Rossboden war auch bei den alten Zeughausbaracken die «Sommerau», nicht identisch mit dem heutigen Motel «Sommerau», das sich weiter oben gegen den Pizokel hin befindet, in der Nähe des ehemaligen Restaurants «Schützengarten». Bei den sonntäglichen Einkehren bekamen wir Kinder die herrlichen Limonaden der Firma Christian Studer, die ihren Betrieb oben an der Sägenstrasse beim Welschdörfli hatte. Es drängt mich, das Lob dieser Limonaden zu singen, da waltete bezüglich des Aromas noch einige Phantasie, im Gegensatz zu den heutigen Citro-Wässerlein. Es gab nicht nur Zitronen- und Himbeerlimonade, sondern auch solche mit Bergamotten- und sogar Waldmeister-Aroma und eine sogenannte Eisenperle. Nichts gegen Coca-Cola, aber ich möchte doch fürs Leben gern wieder einmal eine Studer'sche Waldmeisterlimonade kosten. Unsere Reihe der sonntäglichen Ziele für Spaziergänge ist noch nicht ganz vollständig. Da war noch der Aufstieg nach Araschgen, das bekanntlich zur Stadt Chur gehört, ebensogut wie Masans. Da konnte man im «Winkel», im «Alpenblick» oder im «Kronenhof» einkehren. Der «Kronenhof» war übrigens ein eigentliches kleines Kurhaus, worin von der Stadt später Notwohnungen eingerichtet wurden. Eine Sache für sich war die Ausflugsroute in Richtung Sand. Hier nahm das Renommé der Wirtschaften mit dem Quadrat der Entfernung von der Stadtmitte ab. Da war vorerst das Restaurant «Seidengut» der Familie Ranzato, das sich eines ganz ausgezeichneten Rufes erfreute. Hier konnte man sehr gut speisen, und für Ver-

einsanlässe war das «Seidengut» beliebt, umso mehr, als es für die musikalische Unterhaltung mit eigenen Kräften aufwarten konnte. Weiter hinten im Sand war die «Mühle», die daran erinnerte, dass der in ihrer Nähe von der Plessur abgezapfte Mühlbach hier seine erste Arbeit zu verrichten hatte. Noch weiter hinten, wo die Strasse die Plessur überquert, früher auf einer schönen gedeckten Holzbrücke, befand sich das Restaurant «Sassal». Es war im Gebäudekomplex des früheren Kurhauses «Sassal», an dessen Betrieb sich wohl niemand mehr erinnern kann, mancher jedoch an das Restaurant. Aber ich glaube nicht, dass dort Sassaler Wasser kredenzt wurde, denn zu meiner Jugendzeit floss seine Quelle herrenlos dahin. Dagegen munkelte man, dass dort hinten bei nächtlicher Zecherei keine Reklamationen wegen Nachtruhestörung zu befürchten seien. Noch sicherer diesbezüglich war die Wirtschaft «Meiersboden», weil sie auf Churwaldner Gebiet liegend, dem Zugriff der Churer Hermandad entzogen war.

Es gibt ein Ereignis, das den Churer Frühling gegenüber jenem aller andern Örtlichkeiten auszeichnet. Und dieses Ereignis ist, wie leicht zu erraten, die Maiensässfahrt der Schuljugend. Wie haben wir uns doch jedes Jahr erneut darauf gefreut. Am Morgen des festlichen Tages war man nach einer teils schlaflosen Nacht in aller Herrgottsfrühe auf den Beinen und horchte herum, ob die Kadettenmusik noch nicht Tagwacht blase zum Zeichen, dass die Bergpartie wirklich stattfinde. Welch frohe Erleichterung, wenn um 6 Uhr schmetternde Klänge zu hören waren. Die Kadettenmusik spielte auf den Plätzen der Altstadt, während ihre Tambouren zu zweit die Strassen der Aussenquartiere im eigentlichen Sinne des Wortes abklopften. Jetzt aber rasch, und ja das Kuhhorn nicht vergessen, das meine Mutter als Stammkundin bei Metzger Buchli in der oberen Reichsgasse für mich erstanden. Vermutlich habe ich dem eifrigen Tuten mit diesem Horn, in Nachahmung des Sagenhelden Roland mit seinem Olifant genannten elfenbeinernen

Churer Frühling, das beinhaltete schon immer die Maiensässfahrt der Schüler. Wie unsere Aufnahme vom 11. Juni 1896 zeigt, hielt sich dabei die Lustbarkeit der Mädchen und Knaben in Grenzen . . .

. . . und auch die Aufnahme aus den zwanziger Jahren lässt nicht auf grossen Tatendrang der Maiensässfreudigen schliessen (Sammlung E. Zschaler).

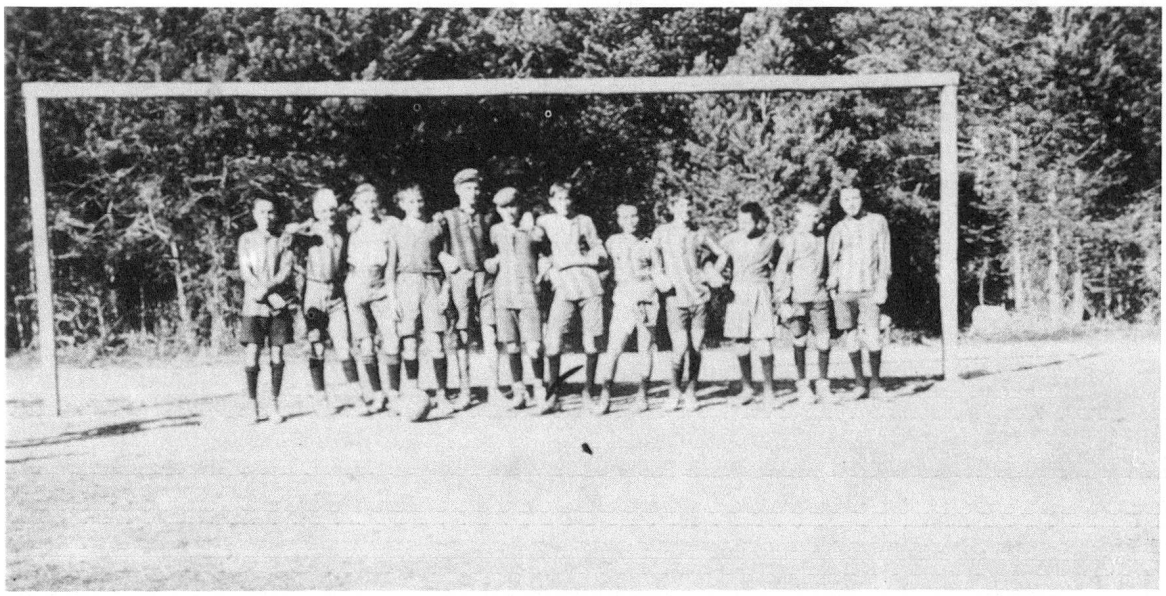
Horn, den guten Ansatz als späterer Trompeter bei den Kadetten und Hornist bei der Stadtmusik zu verdanken. Und dann die Botanisierbüchse – Rucksäcke und Taschen bildeten die Ausnahme – von der vorsorglichen Mutter schon am Vorabend mit genügend Mundvorrat gefüllt, denn da oben auf dem Maiensäss war mit währschaftem Appetit zu rechnen. Man versammelte sich auf dem Kornplatz, und pünktlich um 7 Uhr war Abmarsch unter Anführung der Kadettenmusik durch die Untergasse zum Obertor, nach Klassen geordnet, die Erstklässler voran. Beim Volkshaus, heute Hotel Chur, defilierte man an der Musik vorbei, und der Aufstieg erfolgte nun in gelockerter Ordnung. Die Spiele und das Vergnügen auf freier Bergeshöhe werden sich in all den Jahren kaum wesentlich geändert haben. Wir Buben spielten seinerzeit insbesondere «Landjäger und Schelm». Im Verlaufe des Tages liess man sich von unter Tannen sitzenden alten Weiblein für ein paar Rappen ein Maiensässkränzlein für die Mütze binden, aus Moos und Maiensässblüemli, das sind Katzenpfötchen oder botanisch genau Antennaria dioica. Auch die Lehrer schmückten ihren Hut mit einem solchen Kränzlein, das immergrün noch lange an den schönen Tag erinnerte. Die Heutigen wissen mit dem Wort Maiensässkränzli nichts mehr anzufangen, sie beschmieren sich dafür das Gesicht

Die Herren Lehrer pflegten den Maiensässtag mit Vorliebe unter sich im erholsamen Schatten zu verbringen, so anno 1925 .

mit Kohle. Aber warum ist es verschwunden? Sollte das Maiensässblüemli gleich anderen Bergblumen selten geworden sein, oder ist es nur, weil die Mütze bei den Buben nicht mehr «in» ist? Gegen Abend erfolgte ein hastiger Abstieg zum Rosenhügel, in dessen Anlage die Mütter mit den Kostümen für den Umzug durch die Stadt warteten. Man bildete damals noch keine Gruppen nach bestimmten Motiven, jeder war mehr oder weniger phantasievoll verkleidet, so dass der Umzug ein wildes Durcheinander von Kostümen und Farben bildete. Aber er wurde nicht minder bestaunt und bewundert. Mir hatte die Mutter im ersten Schuljahr ein braunes Zwergenkostüm geschneidert, vorsorglicherweise mit grossen Stoffeinschlägen. Diese wurden jedes Jahr etwas ausgelassen, und so marschierte ich denn sechsmal als Zwerg im Umzug, mit einem Rauschebart natürlich und mit einer Laterne in der linken und einem Knotenstock in der rechten Hand. Der von der Stadtmusik und der Kadettenmusik und ab 1914 noch von der Musikgesellschaft Union begleitete Umzug endete wieder auf dem Kornplatz, wo man in einer Spirale herummarschierte, bis die letzten, der «Wald» der Handelsschülerinnen, den Platz erreichten. Der Schulrektor, es war Pfarrer Walser, hielt eine Rede, an der uns nur die Mitteilung interessierte, dass der nächste Tag schulfrei sei, und zum Abschluss wurde gemeinsam das Lied gesungen «Wo Berge sich erheben», denn das schöne Maiensässlied von Martin Schmid existierte noch nicht. Ebenso müde wie beglückt ging man nach Hause, um eine der schönsten Lebenserinnerungen bereichert.

Bekanntlich diente die Maiensässfahrt als Vorlage zu dem lieblichen Singspiel mit Reigen «Bergfahrt der Jugend», das auf Anregung von Reallehrer Conrad Schmid von Georg Luck, Mitverfasser des Calven-Festspieles, gedichtet, und von Wilhelm Steiner, Komponist und Musiklehrer an der Kantonsschule, vertont wurde. Die Uraufführung fand 1912 in der alten Stadt-Turnhalle statt, wo eigens eine grosse offene Bühne aufgebaut wurde. Höchst interessiert konnten wir zwischen den Turnstunden mitver-

Am Maiensässumzug des Jahres 1923 brillierten die auf unserem Bild verewigten Blümchen (Sammlung E. Zschaler).



Wenn die Frühlingswärme die winternassen Sportplätze austrocknete, wagten es die Fussballer, auf der Quader und auf dem Rossboden, später auf der Kustorei, sich miteinander im edlen Wettkampf zu messen. Die Begegnungen zwischen dem KFC, dem Kantonsschüler-Fussballclub, dessen Mannschaft aus dem Jahre 1924 unsere Aufnahme festhält, und dem Fussballclub Chur zählten jeweilen zum Höhepunkt des fussballerischen Geschehens . . .

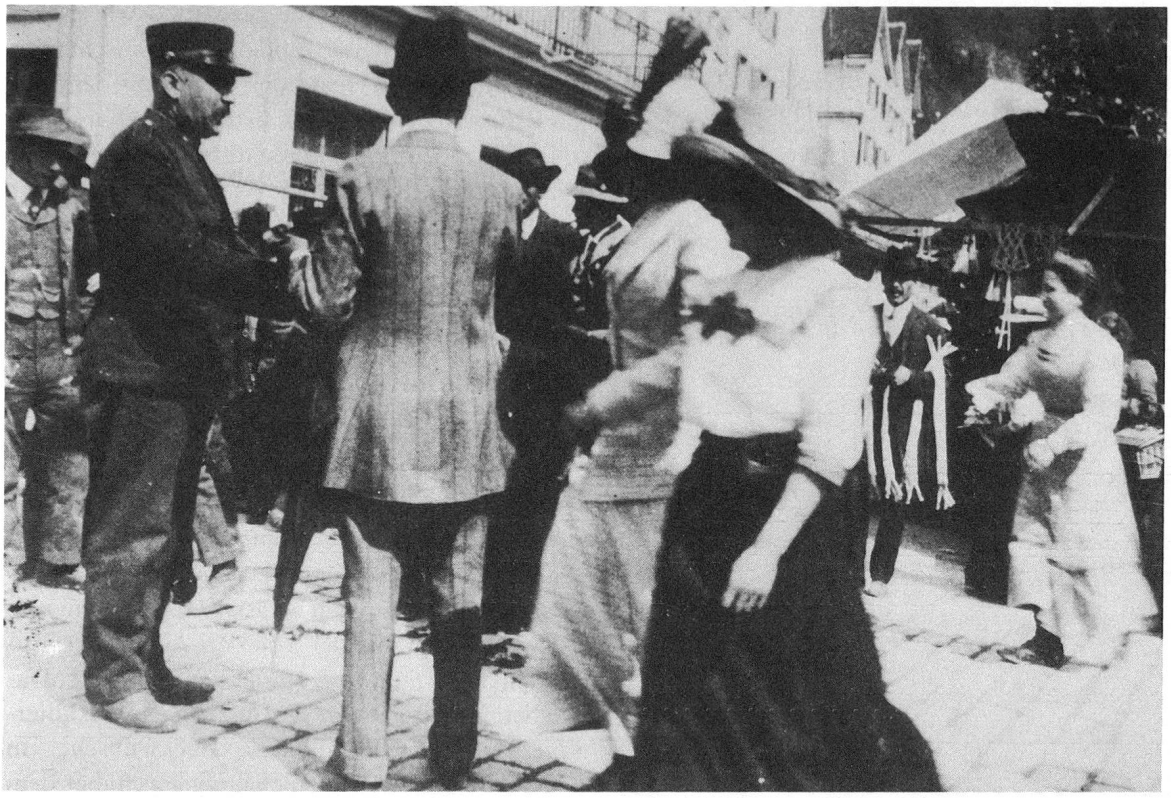
folgen, wie unter der Leitung von Zeichenlehrer Simon Toscan ein plastisches Bühnenbild entstand. In der Mitte erstand eine Maiensässhütte, und ich sehe noch im Geiste, wie Toscan mit kundiger Hand den aus Sackleinwand geformten felsigen Hintergrund bemalte und zwischen das Grau der Felsen grüne Absätze hinzauberte und darauf leuchtende Bergblumen hintupfte. Die Aufführung wurde zu einem gewaltigen Erfolg. Beginnend mit Reigen der Elfen und Berggeister als Traum und Vorahnung folgte eine originelle Tagwacht und dann ein frohes Treiben auf der Bergwiese. Noch erinnere ich mich, wie ein Mädchen vortrat und mit weinerlicher Stimme deklamierte: «Ach wie schade, hab'verschüttet meine Schokolade!» Das erinnert daran, dass früher im Vergleich zu heute eine fürstliche Verpflegung geboten wurde: Milch und «Schoggoladakaffi» und «g'schwungani Nidla», alias Luggmilch. «Es war einmal» heisst es im Märchen, gilt aber auch de facto.

Es gibt ein frühlingshaftes Naturereignis, das aber nicht alljährlich stattfindet, nämlich das massenhafte Auftreten des Maikäfers. Dem sogenannten Flugjahr wurde seinerzeit mit etwelcher Besorgnis entgegen gesehen, und es wurden Vorkehrungen zur Bekämpfung der gefrässigen Käfer getroffen und Vorschriften erlassen. So wurde jede Haushaltung verpflichtet, eine bestimmte in Litern ausgedrückte Menge von Käfern zu sammeln und abzuliefern. Nun rannte man natürlich nicht mit einem Schmetterlingsnetz in der Gegend herum, um fliegende Käfer zu fangen. Man überlistete die Käfer, die während der kühlen Nachtstunden in eine Starre verfielen und bewegungslos auf den Laubbäumen verharrten. Es ist keine frohe Erinnerung, wie man zu nachtschlafener Stunde aufstehen musste und dann mit Tüchern und mit einem Deckel versehenen Eimern dem Waldrand im Lürlibad zustrebte. Dort wurden unter frisch ergrünten Bäumen die Tücher ausgebreitet, und man schüttelte sie kräftig, die Bäume natürlich, nicht die Tücher. Da prasselten die starren Käfer herunter gleich einem Hagelwetter. Sie wurden aus den gefalteten Tüchern in die Eimer geschüttet, Deckel darauf, und dann im Eiltempo zum städtischen Werkhof beim Untertor getragen, wo sie

. . . während die Mitglieder des Churer Veloclubs sich in grossen und weiten Frühlingsausfahrten vergnügten, so im Jahre 1895, voran die Musikanten mit ihren Instrumenten und Wimpeln, wie wir sie noch in unsern Knabenjahren bei ihrer Durchfahrt durch die Strassen zu bestaunen pflegten.

nach Empfangsbestätigung im heissen Dampf eines Lokomobils verbrüht wurden. Dass das Quartier von einem infernalischen Gestank erfüllt wurde, war eine unerwünschte, aber nicht zu vermeidende Begleiterscheinung. Ob sich die Maikäferplage allein zufolge dieses Verfahrens oder noch aus andern Gründen gemildert hat, wage ich nicht zu entscheiden.

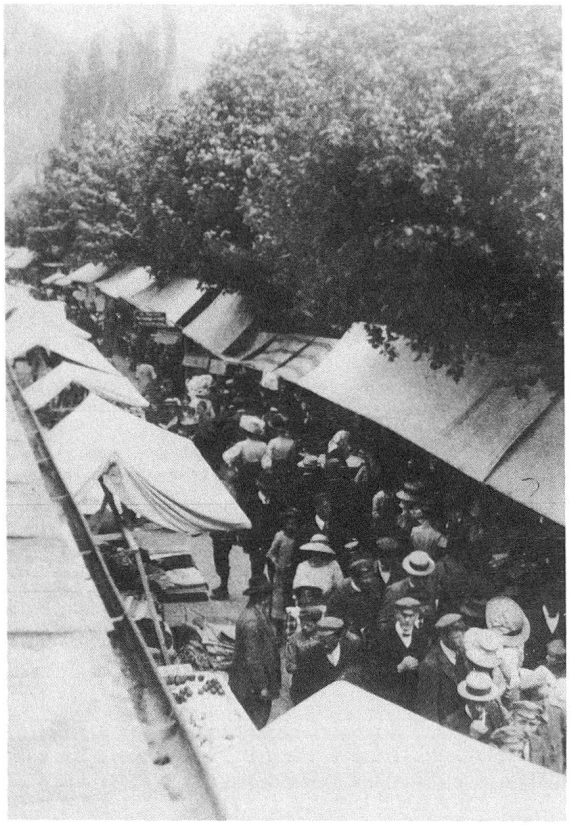
Da zählt der Maimarkt denn doch zu wesentlich schöneren Erinnerungen. Wir haben ja heute auch einen Maimarkt, aber im Vergleich zu seinem seinerzeitigen Namensvetter ist er eine erbarmungswürdige Veranstaltung. Wie man weiss, wurden in Chur schon lange vor Einführung der Zunftverfassung nach dem Stadtbrand von 1474 Märkte abgehalten, so am Namenstag des Apostels Andreas, dem ältesten Schutzpatron unserer Stadt. Während der Zunftzeit wurde der Markt, der sich noch ganz innerhalb der Stadtmauern abspielte, durch strenge Vorschriften eingeengt. Trotzdem aber hat er in der Folge eine recht fruchtbare Entwicklung erfahren, denn die Churer Marktordnung von 1828 wendet sich mit aller Vehemenz dagegen, dass insbesondere durch fremde Krämer Plätze und Gassen auf ungebührliche Art mit offenen Ständen, Tischen und Kisten beengt würden. Dem Anwachsen der Jahrmärkte kam die Niederlegung der Stadtmauern entgegen. Um die vergangene Jahrhundertwende umspannte die lange Doppelreihe der beidseitig der Strasse aufgestellten Marktstände wie ein Gürtel den alten Stadtkern, beinahe wie weiland die Stadtmauer. Denn der Markt erstreckte sich vom Postplatz über die Grabenstrasse zum Malteserturm, von da im Bogen zum Obertor, und weiter über den Plessurquai bis zum Metzgertor. Wenn man also die Reihe der Marktstände entlang ging, auf der einen Strassenseite hin und auf der andern zurück, so war man wesentlich mehr als einen Kilometer gewandert, und wer's nicht glaubt, möge es nachmessen. So war es, bevor man auf die lichtvolle Idee verfiel, die Geleise der Aroser Bahn über städtische Strassen zu legen. Da muss-



Zum Churer Frühling gehörte seit jeher der Maimarkt, der viel Volk in den Strassen versammelte (Sammlung E. Zschaler).

te der bislang auf dem Plessurquai beheimatete Teil des Marktes auf den Lindenquai hinüber verlegt werden, und das war irgendwie der Anfang vom Ende, denn die Obertorbrücke bildete eine hindernisvolle Zäsur. Natürlich waren die vom Markt belegten Strassen für den Fuhrwerkverkehr nach Möglichkeit gesperrt, Autos gab es ohnehin noch keine. Wenn es nicht gerade Katzen hagelte, herrschte auf dem Markt ein richtiges Menschengewoge. Nicht dass die Churer an den Tagen des Marktes, der eine ganze Woche dauerte, ihren Lebenslauf samt und sonders auf den Markt verlegt hätten. Zum Teil schon, aber ausserdem strömte das Landvolk von nah und fern herbei. Wer immer in der Stadt etwas zu erledigen hatte, besorgte das während der Marktwoche, und wenn kein Grund vorlag, erfand man einen. Geschäfte diversester Art wurden erledigt, und dann traf man sich mit Verwandten und Bekannten, mit Dienst- und Schulkameraden, und ganz so nebenbei erfuhr man, was sich in der grossen Welt ausserhalb des eigenen Dorfes so etwa zutrug. Da hatten die zahlreichen Wirtschaften der Altstadt goldene Tage. Aber auch die Churer Geschäftsleute waren dem Markt keineswegs abhold, denn die auswärtigen Marktbesucher machten doch auch zumeist einen Gang durch die Innenstadt und tätigten Käufe in altrenommierten Läden. Und anderseits mieteten zahlreiche Churer Geschäftsinhaber einen Marktstand, um auch jenen dienen zu können, die da glaubten, auf dem Markt billiger einkaufen zu können als im Stadtgeschäft.

Im Warenangebot herrschte eine gewisse Systematik, und zahlreiche Marktfahrer hatten ihren seit Jahren angestammten Standplatz. Vom Postplatz bis zum Platz beim Fontanadenkmal waren es beidseitig der Strasse im wesentlichen Textilien und Kopfbedeckungen, die den Markt beherrschten. Für die Damenwelt Röcke und Blusen, für den Herrn der Schöpfung Hosen und Anzüge von der Stange, dann Mäntel, Pelerinen



In der dichten Schar der Zirkulierenden bewegten sich auch die geschmückte Damenwelt und die Blaukäppler, – kein bares Haupt wagte sich damals an die Öffentlichkeit.

und in meiner Erinnerung haften auch noch Hosen aus «Teufelsstoff», vermutlich Vorgänger der heutigen Blue Jeans oder «genagelten» Hosen. Und dann erst die Kopfbedeckungen! Für den Mann von der Zipfelkappe des Studafriedli bis zum festlichen Halbzylinder, für die Frau vom bedruckten baumwollenen Glarnertüechli bis zum Sonntagshut mit Straussenfedern und exotischem Blumenschmuck. Unvergesslich auch die damals sehr beliebte und heute nicht mehr bekannte sportliche Wollkappe, die man bei Kälte auseinanderziehen konnte, so dass nur noch Augen und Nase frei blieben. Das war der Schutz des Kopfes, für die Beine aber kaufte man Wadenbinden. Wirkwaren, Mercerie und Unterwäsche aber befanden sich auf dem Plessurquai am anderen Marktende. Da war Unterwäsche zu haben, die diese Benennung noch mit Recht für sich in Anspruch nehmen konnte. Und natürlich auch Bekleidung für die Nacht, so wie es bei Busch ungefähr heisst «und dann vertauscht man mit Bedacht das Hemd des Tages mit dem der Nacht». Aber wer trägt heute noch Barchent-Nachthemden? Da war auch stets der Perser mit dunkler Hautfarbe und Astrachanmütze, der wollene Strümpfe verkaufte, sowie Naphtalin-Mottenkugeln, deren Duft sich einige Meter im Umkreis bemerkbar machte. Vor dem Grabenschulhaus breitete sich unter freiem Himmel ein gewaltiger Geschirrmakt aus. Wer es nicht gesehen hat, kann sich keine Vorstellung davon machen, welche Berge von Geschirr aller Art aus Ton, Steingut und Porzellan allda im Freien ohne schützendes Budendach aufgeschichtet waren. Auf der andern Strassenseite aber hatten Marktfahrer ihren Standort, die sich mit weniger lebenswichtigen Dingen befassten. Da war ein russischer Emigrant, der vor den Augen der Zuschauer reizende Holzschnitzereien fertigte. Daneben ein Südländer, der mit scharfem Radiermesser blumenumrankte Glückwünsche in Halbkartonkarten ritzte. Schräg gegenüber dem Malteserturm aber hatte am Gartenzaun hinter dem Brunnen ein italienischer «Kunsthändler» mit Wäscheklammern Bilder im Mehrfarbendruck zur Schau gehängt, ein Freiluft-Kunstmuseum sondergleichen, natürlich mit dem Abendmahl von Leonardo da Vinci im Zentrum. Aber da war auch das kleine Mädchen auf schmalem Steg über dem schäumenden Wildbach und hinter ihm der Schutzengel, man sah unweit davon den röhrenden Hirsch und im Gebüsch den Wilddieb, aus dessen Büchse eben ein Schuss krachte, oder die Sturmwellen des grollenden Ozeans und darinnen ein Schiff in höchster Seenot. Auch Bilder mit auf Stramin gestickten Mahnsprüchen hatte es, etwa «jung gewohnt, alt getan» oder «Lügen haben kurze Beine», ferner Bilder mit Darstellung der Altersstufen des menschlichen Lebens, man könnte die Aufzählung beliebig fortsetzen. Und die Leute, namentlich Besucher vom Lande, standen bewundernd vor dieser Freiluft-Bildergalerie. Doch was nützt die hohe Kunst, wenn der Magen knurrt? Drum waren gleich anschliessend auf der Stadtseite zwischen Malteserturm und Obertor die Stände mit den Lebkuchen, Appenzeller-Biber, Birnbrot

und echtem Magenbrot, dann mit allerhand Süssigkeiten, so vor allem türkischer Honig, der in Chur «Zebachäs» heisst, und wovon die Portion fünf Rappen kostete. Da stand der Mann mit einem roten Fez auf dem Haupte, der vom Morgen bis zum Abend mit einem halbmondförmigen Messer von einem in den patriotischen Farben rot und weiss gehaltenen grossmächtigen Brocken «Zebachäs»-Portionen heruntersäbelte. Und da der rote «Zebachäs» anscheinend süsser war als der weisse, vielleicht war ihm etwas Himbeersaft beigegeben, bettelten wir: «Abar gällandsi, ganz viil rota!»

Alte Churer werden sich gewiss noch des Zeltes erinnern, das beim Fontanadenkmal aufgestellt war. Im Halbdunkel des Innern sass vor einem Astrolabium, diesem alten astronomischen Instrument, ein Mann, dessen Haupt mit einem Turban gekrönt war und der scheints durch eine nekromantische Transmission mit dem Jenseits direkt in Verbindung stand. Er kassierte vorerst einen Franken, für damalige Zeit keine Kleinigkeit, und dann liess er sich das Geburtsdatum, wenn möglich mit Geburtsstunde, des Kunden nennen. Darauf schlug er in einem Folianten nach, gab sich den Anschein, etwas auszurechnen, worauf er eine allgemein gehaltene, so gut wie nichtssagende Prophetie von sich gab. Aussen am Zelt aber hing eine grosse Tafel mit der Inschrift «Astrologie, die Sterne lügen nie», und ein Spassvogel malte mit farbiger Kreide darunter: «Das besorgen die Menschen zur Genüge!» Da war jene ältliche Frau sympathischer, die eine Schachtel mit sich trug, in welcher kleine Briefe karteimässig eingeschichtet waren, und auf der rechten Achsel sass ihr ein Wellensittich. Wenn nun jemand dieser Sibylle zwanzig Rappen entrichtete, hielt sie dem Vogel die Schachtel hin, und dieser pickte sich nach einigem Zögern ein Briefchen heraus. Die Enthüllungen des Briefinhaltes glichen jenen der Prophetin Pythia im altgriechischen Delphi, sie waren so allgemein gehalten, dass beim besten Willen nichts Konkretes zu entnehmen war. Den Vogel hat jedoch jener Marktfahrer abgeschossen, der alljährlich seinen festen Standplatz ungefähr gegenüber dem Restaurant «zur Eiche» bezog. Er hatte auf einem Tisch einen flachen

Jeweilen im Frühling fand in Chur auch ein «Blumentag» zu Gunsten der Ferienkolonie statt, wie die vorliegende Aufnahme aus dem Jahre 1911 dies zeigt (Sammlung E. Zschaler).

schwarzen Kasten mit einer Schublade, und auf dem Kasten stand ein hohes zylindrisches, mit einer Membran verschlossenes Glasgefäss, gefüllt mit Wasser, in dem eine kleine Teufelsfigur obenauf schwamm. Wenn nun jemand über sein ferneres Schicksal Aufschluss haben wollte, gegen Vorauszahlung einer bestimmten Gebühr natürlich, so legte der Seher einen verschlossenen Briefumschlag in die Kastenschublade, hielt seine Rechte auf den Glaszylinder und sprach mit beschwörender Stimme: «Kleiner Mann von Amsterdam, der alles weiss und alles kann, steige hinab in Meerestiefen und komme wieder herauf und sage uns den Lebenslauf». Während dieses geheimnisvollen Sermons sank die Figur langsam im Wasser hinunter und stieg wieder auf. Dann

Wenn in der prallen Junisonne der Frühling allmählich dem heranrückenden Sommer weichen musste, fanden sich in Chur die ersten Kuranten ein und absolvierten gerne den schönen Waldspaziergang ins Lürlibad, wo eine ganze Anzahl von Gartenwirtschaften sie zur Einkehr einlud, «Franziskaner», «Montalin», «Bellevue», «Kleinwaldegg», «Braun-Voneschen» und wie sie alle hiessen (Sammlung E. Zschaler).

wurde der Brief aus der Schublade hervorgeholt, und zum allgemeinen Erstaunen war nun auf der kurz vorher noch jungfräulich reinen Vorderseite eine Lebensweisheit aufgeschrieben, etwa: «Das Leben gleicht einer Kanalröhre, denn man macht viel durch.» Im Inneren des Briefes aber fand der neugierige Kunde auf einem Blatt Papier einige allgemeine und für den speziellen Fall nichtssagende Prophezeiungen, so dass er sich sagen musste «ausser Spesen nichts gewesen». Immerhin erschien der ganze Klamauk vielen Zuschauern geheimnisumwittert, wer aber im Physik- und Chemie-Unterricht aufgepasst hatte, dem war der Sachverhalt klar.

Eine Parallelerscheinung zum grossen Maimarkt war ein gehäuftes Auftreten wandernder Schausteller mit ihren Ausrufern. Ursprünglich wurden die Zelte der umherziehenden Artisten und die Schiessbuden beim Bahnhof, südlich des Güterschuppens, aufgestellt. Es befanden sich dort zu jener Zeit noch keine Geleise, es war da ein ziemlich grosser freier Platz, auf dem nur gelegentlich grosse Transportgüter deponiert wurden. Ich erinnere mich noch sehr gut an das grosse längliche Zelt des Kinematographentheaters Leilich. Vor dem Zelt stand ein pustendes Lokomobil, das unter gewaltiger Rauchentwicklung den elektrischen Gleichstrom für die Bogenlampe des Projektors lieferte, und daneben als Blickfang und lautstarke Reklame war eine prächtige pneumatische Orgel etabliert, mit sich drehenden blauen Säulen im spanischen Barock-Stil. Die gezeigten Filme, ohne Farben und ohne Ton natürlich, waren sehr harmloser Natur, wie «Schelm Amor auf der Lauer», und flimmerten, was das Zeug hielt, es schien ununterbrochen zu regnen. Aber es bedeutete damals eine gewaltige Sensation, bewegte Bilder auf der Leinwand bestaunen zu können. Dann ist auch ein kleiner Zirkus in meiner Erinnerung haften geblieben, dessen Inneres mit Karbidlampen beleuchtet war, sowie eine Bude, in welcher Varieté-Künst-

ler auftraten, ein Bauchredner und ein Zauberer, dessen Tricks ich dann zu Hause mit teilweisem Erfolg nachzuahmen versuchte.

In späterer Zeit, so zwischen 1910 und 1920, gastierten die Schausteller hauptsächlich an verschiedenen Stellen der Quader. Nach meiner Erinnnerung war dort, wo jetzt ein Migros-Laden installiert ist, ein Wanderkino in einem Rundzelt, das der Ausrufer als Wildwestzelt bezeichnete, und ein andermal ein Panoptikum. Es war dies eine verbesserte Auflage des Guckkastens, dem man in früheren Zeiten auf den Jahrmärkten begegnete. Hier nun waren im Zeltinnern an einer Wand eine ganze Anzahl ordentlich grosser Gucklöcher, die mit optischen Linsen versehen waren, und wenn man hineinschaute, sah man plastische Bilder des aktuellen Weltgeschehens. Es war gewissermassen eine altmodische Wochenschau. Auch Karussells waren da auf dem damals noch freien Wiesengelände, gemütliche mit Holzpferdchen und Kutschen, die mit Muskelkraft in Bewegung gesetzt wurden. Wir Buben empfanden es als ehrende Bevorzugung, wenn man an der Innenseite des Karussellbodens schieben durfte. Wenn dann die Sache den nötigen Schwung hatte, konnte man aufspringen und mitfahren, aber auf ein bestimmtes Kommando musste man wieder abspringen und bremsen. Es war auf die Dauer ein ziemlich anstrengendes Vergnügen, und zu Hause hätten wir uns vor solchem Frondienst bestimmt gedrückt. Beim Einbruch der Dämmerung wurden im Karussell Petrollampen aufgehängt, und es haftete dem Ganzen eine heimelige und zugleich festliche Atmosphäre an, die dem modernen Rummelplatz mit seinen Schweinwerfern und nervenkitzelnden Attraktionen verloren gegangen ist. Auf der östlichen Quader, ungefähr dort, wo sich jetzt der Kinderspielplatz befindet, war einmal eine Menagerie aufgebaut, in welcher ich zum ersten Mal diverse wilde Tiere sah, wobei mir die Hyänen besonderen Eindruck machten. Da hat sich Coiffeurmeister Preissig eine Wette ausgetragen, er werde unversehrt mit einem Dompteur zusammen einen Raubtierkäfig betreten – ich weiss nicht mehr, ob Tiger, Panther oder Löwen drin waren – und dort mit ihm z'marenden. Es war eine furchtbar aufregende Sache und natürlich Tagesgespräch. Preissig hat übrigens die Wette gewonnen.

Als keineswegs unbedeutendste Attraktion des Marktes sind die Schiessbuden und der Kraftmesser zu nennen. «Haut's den Lukas!», hörte man rufen, «wer haut, hat mehr vom Leben!» Insbesondere die jungen Burschen vom Land nahmen den schweren Hammer zur Hand und steckten sich stolz als Ausweis bestandener Kraftprobe eine rote Papierrose ins Knopfloch. Ich selbst habe es nie versucht, ich weiss wohl warum. Aber eine der aufgeputzten Damen der Schiessbuden hat mich doch einmal mit ihrer freundlichen Einladung: «Vielleicht probiert der junge Herr auch einen Schuss?» erwischt. Ich nahm das Luftgewehr zur Hand, und nachdem ich festgestellt, was vorne und was hinten sei, legte ich an und zielte sorgfältig, wie bei mir ja nicht anders zu erwarten. Gerade als ich abdrückte, stiess mich jemand von hinten an, mit dem Erfolg, dass mein Schuss haargenau ins Zentrum der Zielscheibe traf. Die Schützenliesel überreichte mir hold lächelnd die einem Meisterschützen zukommende Trophäe, nämlich eine Gipsfigur des Wilhelm Tell, mit echter Kupferbronze überzogen. Ich habe den edlen Zierat noch einige Jahre aufbewahrt, bis er bei einer Frühlingsputzete den Weg aller Gipsfiguren gegangen ist.

Die Zeit des Frühlings war schliesslich durch ein weiteres, wenn auch nicht weltbewegendes Ereignis gekennzeichnet, oder vielmehr gebrandmarkt, die grosse Frühjahrswäsche nämlich. Es gab im alten Chur kaum ein Haus mit eigener Waschküche, geschweige mit der noch nicht erfundenen selbsttätigen Waschmaschine. Man verfügte über einen ansehnlichen Wäschevorrat, der einige Monate durchzuhalten hatte, vom Herbst bis zum Frühling. Dann wurde für mindestens zwei Tage ein öffentliches Waschhaus gemietet, deren es in der Stadt etliche gab. Auch wurden zwei bis drei renommierte Waschfrauen gedungen, eine Gattung des homo sapiens, die inzwischen ausgestorben ist. Auf einem grossen Leiterwagen wurden gewaltige Wäschebündel und Holzvorrat für den grossen Waschherd schon am Vorabend der Festlichkeit ins Waschhaus transportiert. Als Waschmittel dienten

Kernseife aus der Seifensiederei Hegner am Untertor und Lauge, in Chur «Buha» genannt, die mit Holzasche aufbereitet wurde unter Zugabe von etwas Tannenharz, was der Wäsche einen heute unbekannten intimen Wohlgeruch verlieh. Und dann fehlte nur noch schönes Frühlingswetter, wenn möglich mit etwas Föhn, um die Wäsche im Freien zum Trocknen aufhängen zu können.

Aber alles hat ein Ende, auch der Frühling, wie denn ein alter Kinderreim lautet:

Dra ri ra / der Sommer ist jetzt da.
Komm, wir wolln in Garten, / dem schönen Sommer warten!

allodFerien

Grüezi!

allodFerien
die einfachste Art, im Bündnerland erlebnisreiche Ferien zu buchen!

Qualitätsbewusste Hotels, modern eingerichtete Ferienwohnungen mit jeglichem Komfort und abwechslungsreiche Ferienprogramme bieten Gewähr für unvergessliche Ferientage;
Hotels oder Ferienwohnungen finden Sie in

Davos / Disentis / Lenzerheide / St. Moritz / Silvaplana / La Punt / Caslano / Bad Ragaz / Laax / Flims / Bivio

Pauschalarrangements:

Tennis / Wandern / Familienferien / Reiten / Golf / Surfen / Crazy-Week

allod Ferienclub – *die neue Art, Ferien zu kaufen!*

eine raffiniert günstige Art, sich Ferien zu sichern und zu geniessen. Weltweites Ferienangebot in über 400 Objekten in 5 Kontinenten!

Interessiert? Gerne informieren wir Sie.

allodFerien *und Touristik AG*
CH-7000 Chur · Rätusstrasse 22 · Telefon 081/21 61 31